Berliner Plauderei

Von **August Spanuth.**

Ueber die Wagner-Inscenirungen im Theater des Westens. — Die Tragödie von Sarajewo. — Höfische Etikette. — Ordens- und Titelschacher.

Dies ist nun einmal ein Wagner-Jahr, und selbst die Hundstage werden uns keine Ruhe geben. Wer da geglaubt hatte, mit dem Ausscheiden des Kroll'schen Etablissements würden improvisirte sommerliche Wagner-Vorstellungen in Berlin kein Obdach mehr finden, hat sich einer Täuschung hingegeben: im Theater des Westens, wo sonst mehr oder weniger abschreckende Operetten ihr forcirt lustiges Wesen treiben, sind für sechzig Tage die Nibelungen eingekehrt. Nicht weniger als fünfzehn Male wird dort „Der Ring der Nibelungen" in Szene gehen! Aber in was für eine Szene! Soweit habe ich „Rheingold" und „Walküre" dort erlebt und mich daß darüber gewundert, daß sich ein weltstädtisches Publikum eine solche Dürftigkeit gefallen läßt. Wirklich, das Billigkeitsprinzip wird hier denn doch etwas zu weit getrieben, und da Wagner nun doch einmal dem Auge etwas zu schauen geben wollte, da er ganz außerordentliche Anforderungen an die Szenerie stellte, da er auf den szenischen Effekt genau so rechnete, wie auf den musikalischen, kann ich den Unternehmern den Vorwurf der Pietätlosigkeit nicht ersparen. Es ist meiner Ansicht nach ein grausamer Irrthum, die Pietät nur darin zu finden, daß auch nicht der kleinste Strich erlaubt wird, daß Wotan einem z. B. im zweiten Akt der „Walküre" die ganze Geschichte und Vorgeschichte des „Rheingold" erzählt, (heute Abend wird der Wanderer das im „Siegfried" fortsetzen!) während die Bühnenbilder ob ihrer Primitivität eher die Lachlust als die Phantasie anregen. Offen gestanden, lieber höre ich noch Wagner bloß gesungen und gespielt an, ohne alle Szenerien, denn dann kann ich meine bildliche Phantasie desto ungehinderter schweifen lassen. Kann man dem Auge nicht besser zu Hilfe kommen, dann ist es empfehlenswerth, einfach dem inneren Auge des phantasiebegabten Zuhörers die Arbeit zu überlassen.

Tausende werden den „Ring" in diesen Vorstellungen zum ersten Male in ihrem Leben kennen lernen. Soll man sie beglückwünschen? Soll etwa die Billigkeit des Eintrittspreises als Kompensation für das angesehen werden, was ihnen diese Verbildlichung vorenthält? Nach deutschen Begriffen sind diese Preise keineswegs so niedrig, denn für den Logenplatz werden M. 10.20, für einen Orchestersitz M. 6.20 verlangt. Und abei war das große Theater bis jetzt allabendlich ausverkauft, wird es auch während der nächsten beiden Monate wohl bleiben, denn der Wagner-Hunger ist riesengroß, und Vereine haben für ihre Mitglieder schon im Voraus die meisten Sitze, allerdings zu geringeren Preisen aufgekauft. Man sieht, in seinem eigenen Vaterlande ist Wagner der rücksichtslosen kommerziellen Ausschlachtung verfallen.

Dabei waren die beiden ersten Vorstellungen nach der musikalischen Seite hin keineswegs so verdammenswerth. Natürlich fehlt auch dem Musikalischen gar zu viel von dem worauf Wagner das stärkste Gewicht legte; der einheitliche Stil. Leiter dieses ersten Cyklus ist ein ausgezeichneter Musiker, E. N. von Reznicek, der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit wenigstens die äußere musikalische Korrektheit durchsetzt. Er hat ein Orchester unter sich, in dem erfahrene und gewandte Musiker sitzen; aber zu einem einheitlichen Organ sind diese Musiker noch nicht verschmolzen. Sie werden vielleicht nach einigen Wochen schon wesentlich Besseres leisten. Im „Rheingold" gab es noch arge „Unstimmigkeiten" zwischen Bläsern und Streichern, in der „Walküre" stachen diese Mängel bereits weniger auffällig hervor, auch erhielt man mehr Farbe und Schwung. Aber der Streichkörper ist zu dünn besetzt und der nothwendige Glanz fehlt. Auf der Bühne hört man manche gute, frische Stimme, und erfreulich, respektive versöhnend wirkt das eifrige Bemühen sämmtlicher singender Kräfte. Aber selbst der beste Kapellmeister kann so viele heterogene, zum Theil mit ihrer Aufgabe nur erst mechanisch vertraute Kräfte unmöglich zu einem harmonischen Ganzen verschmelzen, und damit entfällt die Gesammtwirkung, auf die es doch wohl bei Wagner in erster Linie ankommt. Die „Atmosphäre" ist eben doch kein leerer Wahn; das merkt man am deutlichsten, wenn man sie zu entbehren hat.

Trotzdem muß ich der Wahrheit gemäß gestehen, daß die Zuhörer sich von den Darbietungen befriedigt, ja zum großen Theil begeistert zeigen. Wagner ist für sie in vielen Fällen wohl noch ein mystisches Etwas, an das man ohne weiteres zu glauben hat, dem man überhaupt nicht mit irgendwelcher Kritik nahen darf. Gar mancher, mit dem ich darüber gesprochen, wirft mir kurzer Hand Blasirtheit vor, verweist mich auf den offenbaren starken Eindruck der Vorstellungen und behauptet, auf diese Weise erhielten die Massen doch wenigstens eine Ahnung von der Größe des Wagner'schen Werks. Ich aber frage dagegen, zu welchem Zweck sich Wagner denn solch' endlose Mühe gegeben hat, lange Aufsätze über die Ausführung seiner Werke zu schreiben, minuiöse Anweisungen über jedes Detail zu geben, wenn man schließlich dem deutschen „Volk", an das er doch vor allem gedacht, eine Darbietung zumuthet, die in zahllosen Dingen seinen Intentionen widerspricht. Ich habe weder in Bayreuth noch sonst irgendwo „Nibelungen"-Vorstellungen erlebt, an denen nicht doch irgend etwas Wesentliches auszusetzen gewesen wäre, man wird also immerdar Konzessionen zu machen haben; aber aus lauter Konzessionen läßt sich eben doch kein Kunstgenuß zusammenstellen.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, mögen andere Ereignisse — und hoffentlich freudenvollere! — Ihre und unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben, aber heute reden wir hier natürlich ausschließlich von der gräßlichen Mordthat in Sarajevo. Die meisten Leute hier waren sich nicht recht klar darüber gewesen, was sie von dem bisherigen Anwärter auf die österreichische Kaiserkrone zu halten hätten, und wenn man Oesterreicher über seinen Charakter ausfragte, erhielt man meist entmuthigende Auskünfte. Aber welcher Thronfolger ist denn vor dem Besteigen des Thrones schon richtig beurtheilt worden? Hat es dem Erzherzog Franz Ferdinand, so lange er lebte, an Sympathien gefehlt, so ist das Mitleid mit seinem furchtbaren Schicksal doch durchaus ehrlich und allgemein. Um so peinlicher empfindet man, daß am österreichischen Kaiserhofe die starre Etikette noch über den tragischen Tod eines Höchstgestellten hinaus über alles menschliche Empfinden gestellt wird. Hier sind Mann und Weib Seite an Seite, Arm in Arm hingemordet worden, deren gegenseitige Zuneigung über alle Standesvoruurtheile triumphirt hatte; und da hat die offiziöse Wiener Zeitung selbst in der Mordanzeige die Etikette nicht außer Acht lassen, sie muß den Tod des Thronfolgers breit und groß im amtlichen Theil bringen, während vom Tode seiner „nicht ebenbürtigen Gattin" im nichtamtlichen Theil Notiz genommen wird. Noch ärger, weil der Leichnam der ehemaligen Gräfin Chotek die Kapuzinergruft vermuthlich „entheiligen" könnte, sollen die todten Körper der im Leben durch aufrichtigste Liebe miteinander verbunden Gewesenen in der Stefanskirche ausgestellt werden. Das ist an sich viel besser, aber die Gründe dafür, daß selbst im Tode, und noch dazu bei einem solch gemeinschaftlichen Tode, ein Etikettenfehler die Würde des Kaiserhauses schädigen könnte, sind aus widernatürlichen unmenschlichen Rücksichten abgeleitet. Uebrigens muß der todte Erzherzog doch ein Charakter gewesen sein, denn er hat sich schon vor Jahren ein eigenes Familienbegräbnis in Pöchlarn an der Donau bauen lassen, weil er wußte, daß er auch als Kaiser es nicht hätte durchsetzen können, daß die „unebenbürtige" Gefährtin seines Lebens in der österreichischen Kaisergruft den ewigen Schlaf mit ihm hätte schlafen dürfen. So weit wie die Macht der Etikette, reicht eben nicht einmal die Befugnis eines regierenden Kaisers. Und dabei müssen doch gerade die Herren „von Gottes Gnaden" felsenfest davon überzeugt sein, daß sie mit diesem Leben alle und jede Ausnahmestellung ablegen, weil vor Gottes Angesicht alle Menschen gleich sind. — — — — — —

Berlin erfuhr die Schreckensnachricht zeitig gestern Nachmittag durch zahlreiche Extrablätter. London mußte wegen des puritanischen Sonntags, der das Drucken von Zeitungen nicht einmal in solchem Nothfall gestattet, hinterher hinken: erst am Montag früh wurden die meisten Londoner von der unbegreiflichen Gräuelthat in Kenntnis gesetzt. Sie in Amerika dagegen werden natürlich von dem Mord schon ein paar Stunden eher Kunde gehabt haben, als er passirt war. Ich erinnere mich noch an die Ermordung Carnot's, des französischen Präsidenten, die auch an einem Sonntag erfolgte. Ich begab mich an dem Tage zufällig in New York auf die Zeitungsredaktion und las dort die Depesche, daß Carnot um sechs Uhr ermordet worden sei, bereits um vier Uhr. Natürlich kann die alte Welt gegen solche Promptheit nicht aufkommen: Sie da drüben haben eben alles zu Ihren Gunsten, selbst die Zeitdifferenz.

* * *

Sich gegen die Ungerechtigkeiten und Unsinnigkeiten jener Etikette zu stemmen, die der Monarchendienst nun einmal mit sich bringt, hat aber zur Zeit kaum einen Zweck. Es geht durch ganz Europa ein ausgeprägter monarchischer, und in Verbindung damit ein chauvinistischer Zug. Bekanntlich kokettiren selbst in Frankreich weite Kreise mit der konstitutionellen Monarchie, und das Pariser Volk belustigt sich bereits etwas zu häufig damit, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten „vive l'empereur" zu schreien. Als ich vor kurzem in Paris war, führte mich mein Weg gerade über die Place de la Concorde, als sich dort etwa fünftausend Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie zur Parade vor dem König von Dänemark zusammenfanden. In vielen Tausenden umschwärmten die Pariser den riesigen Platz und man konnte garnicht verkennen, wie froh sie über das militärische Schauspiel waren. Durchbrach aber hier und da ein höherer Offizier, etwa ein General die Linien und ritt in die Menge hinein, dann ertönte sofort jenes „vive l'empereur". Möglich, daß die Leute sich nichts dabei denken, aber bei großen Staatsumwälzungen haben zuweilen klangvolle Worte auch mehr Wirkung gehabt, als tiefe Gedanken.

Unzertrennlich verknüpft mit dem Monarchenthum ist nun das Titel- und Ordenswesen, und wenn selbst bei einer moralisch so rigoros trainirten Beamtenschaft wie in Preußen Fälle vorkommen, wo Titel und Orden durch „Pull" und Bestechung an solche verliehen werden, die sie in keiner Form „verdient" haben, dann muß doch wohl des Uebels Wurzel im System selbst liegen. Ich glaube, man wäre da berechtigt, von unlauterem Wettbewerb zu sprechen. Und diese Praxis des Empfehlens, des Bezahlens für Orden und Titel kann die unschuldigsten und ehrenhaftesten Menschen in gemeinen Verdacht bringen. Das hat kürzlich ein Berliner Rittmeister a. D. erfahren, der sich die größte und zwar durchaus uneigennützige Mühe gab, für die Bedürfnisse des Rothen Kreuzes Gelder zusammenzubringen. Solche sind zur Zeit besonders auf dem Balkan nöthig, und an und für sich wäre es ja ganz gut, wenn man gelegentlich einen fetten Fabrikanten veranlaßt, einen Check mit vierstelliger Zahl dafür auszuschreiben. Und da nun solches Wohlthun keine Zinsen trägt, ist es wiederum menschlich begreiflich, daß die Geber wenigstens Orden und Titel dafür erwarten. Besagter Rittmeister a. D. hat nun eine größere Summe von einem geschwollenen Kommerzienrath erbeten und dafür einen wunderschönen Balkan-Orden in Aussicht gestellt. Vielleicht war's keiner von den Orden, die „zum Halse heraus" getragen werden und imponirte dem Kommerzienrath nicht hinreichend, kurz, der machte die Sache bekannt und gemäß der lieben alten Gewohnheit, von seinem Nächsten immer das Aller—schlechteste zu glauben, war alle Welt geneigt, den braven alten Offizier für einen Hochstapler zu halten. Glücklicherweise konnte aber der Rittmeister a. D. nachweisen, daß er immer nur für das Rothe Kreuz gearbeitet und jeden erobterten Pfennig dort einzahlen hat lassen. Er steht natürlich unantastbar als Ehrenmann da, aber ist das nicht dennoch eine Praxis, die einen faden Beigeschmack hat? Gedacht sind Titel und Orden doch sicherlich als Anerkennung für Leistungen; Wohlthun kommt aber nicht unter die Rubrik „Leistungen", wenigstens nicht im ursprünglichen Sinne. Und dann, Ihr frommen reichen Leute: ist das noch wohlthun, wenn man dafür eine Entschädigung beanspruscht?

Aber auch diese Praxis mag man noch halbwegs menschlich-entschuldbar finden. Wie aber, wenn Orden und Titel ohne irgendwelche Umstände an Stelle von Geld an- und ausgeboten werden? Ist es denn kein unlauterer Wettbewerb, wenn ein Hof sich namhafte Künstler zu einem Konzert oder zu einer Theatervorstellung engagirt und die Anfrage stellt, ob Honorar oder ein Orden, respektive ein Titel vorgezogen werde. Wenn der Künstler so wenig Verständnis zeigt, den Orden und den Titel zu verschmähen und Geld zu bevorzugen, kommt das Engagement selten zu Stande. Dafür sind wir auch soweit gekommen, daß es überhaupt kaum noch irgend welche namhafte Sänger und Sängerinnen giebt, die nicht den Kammersängertitel, die verschiedensten Medaillen für Kunst und Wissenschaft oder „die Lippische Rose für Kunst und Wissenschaft mit Eichenlaub", besitzen. Bei der letzteren Auszeichnung ist es leider nicht ganz klar, ob eine Rose mit Eichenlaub gemeint ist, oder etwa eichenbelaubte Kunst und Wissenschaft. In Detmold, sagt man, werde so ziemlich das ganze neue Opernhaus aus Kammersängertiteln gebaut. Ich habe mich jedenfalls schon längst darüber gewundert, daß gewöhnliche Konzertgesellschaften gegen diesen ganz gewiß nicht lauteren Wettbewerb keinen gerichtlichen Protest einlegen. Daß die Künstler selbst es nicht thun, ist dagegen sehr begreiflich: sie haben nun einmal, trotz Goethe, ihr Herz an die Kette gehängt.

Eine explodirende Orchidee.

Ein in Hinterindien ansässiger Botaniker Dr. Ridley hat in Sarawak in Borneo eine Pflanze entdeckt, die einen höchst eigenthümlichen Blüthenmechanismus besitzt, übrigens ziemlich weit verbreitet zu sein scheint. Sie ist nur deshalb so lange unbekannt geblieben, weil sie tiefen Schatten liebt und auch sonst nicht gerade auffällig ist. Sie gehört zum Familie der Orchideen und ist auf den Namen Plokoglottis porphyrophylla getauft worden. Sie öffnet immer nur eine Blume zu einer Zeit, blüht aber mehr als drei Monate lang. Im ganzen wird der Blüthenstiel mehr als zwei Fuß lang und bringt etwa 50 Blüthen hervor. An der jungen Blüthe beginnt sich der Fruchtknoten zu spalten, wie es bei der Orchidee gewöhnlich der Fall ist, und das rückenständige Kelchblatt wächst über die anderen beiden so weit hinaus, daß es über die ganze Knospe ragt.

Zwischen dem Zustand der Knospe und der Reifung gehen merkwürdige Veränderungen vor sich. Die Bewegungen der Blüthentheile nehmen zuweilen eine geradezu explosive Heftigkeit an, und besonders interessant ist es, die Wandlungen zu beobachten, denen sich die Blüthe beim Uebergang vom Tag zur Nacht und wieder von der Nacht zum Tag unterzieht. Die sogenannte Lippe wird während der Nacht so eingeklemmt, daß sie bei Beginn des Tages wie eine Feder aufschnellt. Die Befruchtung erfolgt wahrscheinlich durch sehr kleine Insekten, die durch das Aufspringen der Lippe gefangen werden und bei ihren Befreiungsversuchen die Ausstreuung des Blüthenstaubes bewirken. Diese Behandlung der Insekten ist um so nichtswürdiger, als die Blüthe überhaupt weder einen Geruch noch Honig besitzt. Ihre Farbe ist auch nicht sehr ansehnlich, in der Hauptsache zitronengelb bis gelblich grün mit tief karmoisinrothen Zeichnungen auf der Lippe.

— Viele Gedanken sind Seifenblasen: eine kurze Zeit nur halten sie die Spannung aus, dann platzen sie.

Von **Ferdinand Scherber.**

Erzherzog Franz Ferdinand, ein Charakterbild. — Der neue Thronfolger.

Der plötzliche Tod des Kronprinzen Rudolf, über den sich zwar dichtes Geheimnis breitete, von dem man aber nur Eines wußte, daß dieser Tod einer war, der mit Gewalt erreichte, was er sonst dem natürlichen Lauf der Dinge überlassen mußte, daß dieses Ende ein Ende mit Schrecken war, wandelte den fünfundzwanzigjährigen Dragoner-Rittmeister Erzherzog Franz Ferdinand mit einemmale zum präsumptiven Erben des alten habsburgischen Thrones. Ein nicht weniger schreckliches Ende reißt ihm die Krone, die in der Ferne vor seinen Augen schwebte, wieder weg und reicht sie als Hoffnung dem nächsten Anwärter, dem jungen Erzherzog Karl Franz Josef. Ein tragisches Schicksal schreitet seit dem erschütternden Ende des Erzherzog Max, des Kaisers von Mexiko, durch das habsburgische Haus, tafft den Thronerben, eine blühende Zukunft Oesterreichs, hinweg, schont selbst die Kaiserin nicht, die gegen das Gefühl tiefsten Unglücks vergebens kämpfte und wie eine zum Menschen verwandelte Thräne der Melancholie erschien, schleudert mit einemmale den Thronanwärter Franz Ferdinand und dessen Gattin, Herzogin Sophie von Hohenberg, in den Abgrund, in dem alles Leben versinkt. Es scheint fast, als ob dieses Schicksal deswegen unserem Kaiser ein so hohes kräftiges Alter verliehen habe, damit er allein Alles ausgleiche, was durch den unerwarteten grausigen Sturz der Ereignisse in Verwirrung geräth.

Der junge Dragonerrittmeister in Wels, einem kleinen Städtchen in Oberösterreich, auf den sich plötzlich die Augen der Welt richteten, war ein Freund heitersten Lebensgenusses gewesen. Es waren genug lustige Histörchen über ihn im Gange, die erzählten, daß er die Blüthen des Daseins zu finden wußte, sie mit lautem Lachen zu einem Sträußchen band und in ein Knopfloch seines bunten farbenfreudigen Waffenrockes steckte. Als er säh zu seinem Platz in der Nähe des Thrones, mit der Anwartschaft auf Szepter und Krone emporgerissen wurde, flatterte seine Gesundheit so unstät wie etwa Schilfrohr im Lufthauche der Abenddämmerung. Der schwankende Gesundheitszustand hinderte eine entsprechende Verwendung des neuen Thronfolgers. Es war ein Prinz, der fast vor den schweren Aufgaben, die seiner harrten, geschützt werden mußte. Eine heftige Lungenerkrankung wirft ihn nieder. Man ist fast darauf vorbereitet, daß seine Lebensflamme im Erlöschen sei. Ein längerer Aufenthalt im Süden bringt Genesung. In die Zeit des Wiedererwachens seiner Gesundheit fällt der Liebesroman mit der Gräfin Sophie Chotek, der Hofdame der Erzherzogin Isabella. Der unbeugsame Wille des Erzherzogs, die Gräfin zu heirathen, zwingt schließlich einen Ausweg in einer moganatischen Ehe zu finden, die die Gattin und die Kinder zwar ehelich aber nicht ebenbürtig macht. Das hohe Alter des Kaisers wie die zähe Energie des Thronerben lassen dessen Einfluß immer mehr erstarken. Und damit tritt die Erscheinung des künftigen Herrschers des habsburgischen Reiches aus der Fülle der Gestalten schärfer sichtbar in den Urbergrund. Er vermeidet zwar strengstens irgend ein Hervortreten in der Oeffentlichkeit als Thronfolger, wie es etwa der deutsche Kronprinz so liebt. Seine Stellung, die ihn zum Kronprinzen macht, ohne daß direktes Blut des Monarchen in seinen Adern fließt, seine Ehe, die seine Gattin, seine Kinder weit von ihm abrücken, sofern es sich um seine Person als künftigen Regenten handelt, mögen ihn dazu veranlaßt haben. Er wußte aber in diesen schwierigen Verhältnissen seine Stellung so zu heben und zu festigen, daß die ihm untergeordneten Organe, denen die Aufgabe zufiel, seinen Willen durchzusetzen, kein so schweres Spiel zu spielen hatten.

Die Person des Thronfolgers trat wohl ganz in den Hintergrund. Da aber gleichwohl seine Wirksamkeit überall zu erkennen war, wurde Franz Ferdinand fast zu einem Begriffe, der Wesen hatte, und man sprach bezeichnenderweise vom „Belvedere", dem ehemaligen Sommerpalaste Eugens von Savoyen, dem Wiener Wohnsitze des Erzherzogs, als einem Hause, das Willen habe und Wünsche hege und in der Form des Wunsches und Willens Befehle geben könne. Von ihm sind keine markanten Aussprüche, die für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, kolportirt worden. Nur die Uebernahme des Protektorates über den katholischen Schulverein machte seinerzeit Aufsehen und charakterisirte ihn bei den Liberalen als „schwarzen" Prinzen. Man konnte das auch jetzt in fast allen Nekrologen lesen. Gleichwohl ist es falsch. Der Erzherzog war vielleicht noch frömmer als es schließlich eine Art Tradition im Erzhause ist. Das galt aber nur für seine Person. Seine Auffassung von den Rechten des Kaisers, den Rechten des Staates kannte im Klerikalismus keine Grenzen. Er zweifelte gar nicht daran, daß sich seinem autoritären Willen in persönlichen und politischen Fragen auch die Klerisei zu unterwerfen habe. Sein Verhalten gegen den einstigen apostolischen Nuntius am Wiener Hofe, gegen den populären Weihbischof Marschall hat das klar gezeigt. Der Nuntius und der Weihbischof bekamen den Unwillen des Erzherzogs sehr zu fühlen, weil sie sich in politischen und persönlichen Fragen seinem Willen widersetzt hatten. Ein im intimsten Kreise gefallenes sonst ganz unbekanntes Wort: „Das Volk soll religiös, aber nicht klerikal sein", ist im Zusammenhange mit seinen Thaten beredter als alle die anderen geheimnisvoll zugeflüsterten Anekdoten, die natürlich gerade von den Klerikalen gerne in immer vergrößerten Auflagen zur Stärkung ihrer politischen Stellung kolportirt wurden. Er war durchaus konservativ im Sinne einer Tradition, die durch das Jahr 1848 gewaltsam unterbrochen wurde, und die er modernisirt wieder fortzuführen gedachte; der Klerus hätte während seiner Herrschaft in allen politischen Fragen keineswegs neben dem Herrscher regiert. Da hier die slavischen Parteien unter den Deutschen nur bei den Klerikalen Entgegenkommen finden, konnte sich leicht die Meinung bilden, der Erzherzog-Thronfolger wäre ausgesprochen slavophil. In seiner Jugend war er vielleicht czechenfreundlich, aber später rückte er persönlich von den Czechen mehr ab. Wenn er in seiner Eigenschaft als künftiger Regent den Slaven fördernd gegenüberstand, so geschah dies sicher nicht, um die Deutschen in Oesterreich ihrer historischen Position im Reiche zu berauben, was schon wegen des Bündnisses mit dem national zum allergrößten Theile einheitlichen Deutschland, woran ihm sehr viel lag zu glauben, widersinnig wäre, sondern an seiner nicht wegzuleugnenden weniger freundlichen Gesinnung für Ungarn, das er durch Stärkung des magyarenfeindlichen Slaventhums besser in Schach zu halten hoffte. Allerdings sollte da schließlich der Teufel durch den Beelzebub ausgetrieben werden.

Franz Ferdinand war ein überzeugter Anhänger des autoritären Prinzips in Oesterreich. Nur eine kräftige Central-Regierung schien ihm die einstige Macht der Donau-Monarchie wieder erreichen zu können. Er hatte also für den Dualismus, die Zerschneidung des Reiches in zwei sehr selbständige Hälften wenig Sympathie und kämpfte mit aller Energie gegen jede stärkere Betonung des dualistischen Systems, was ihn natürlich gerade in steten Gegensatz mit den Ungarn bringen mußte. Er war überzeugt, daß Oesterreich am stärksten wäre, wenn es ganz einheitlich dastände, und Ungarn, wie einst, sich als österreichische Provinz enger in das gesammte staatliche Ensemble einfüge. Dem alten ungarischen Traum, durch Erreichung des byzantinischen Protektorats über alle Balkanstaaten von Oesterreich frei und selbständig zu werden, dachte er eine Zeit lang vielleicht sogar durch eine Art Trialismus, der neben Oesterreich und Ungarn einen eigenen dritten südslavischen Theil des Reiches in's Leben rufen sollte, eine zwingende Wirklichkeit gegenüberzusetzen. Indessen haben allerdings die Siege der Balkanstaaten die Pläne des Erzherzogs besorgt und den ungarischen Traum auf lange Zeit in das Gebiet der Phantasie ausgewiesen ... Rußland stand er keineswegs feindlich gegenüber, und die Meldung englischer Blätter, wonach seine Ermordung als politische Unthat Rußland zugeschoben wird, dürfte eine Sherlock Holmsiade sein. In eingeweihten Kreisen war bekannt, daß er die Nachtheile einer, wenn auch siegreichen feindlichen Auseinandersetzung mit Rußland wohl einsah, einer freundlichen erfolgreichen aber den Vorzug gab. Man sprach offen davon, daß er eine Annäherung an Rußland, der Aufrichtung eines Drei-Kaiser-Bündnisses — also eine Art Wiederaufrichtung — zwischen Oesterreich, Deutschland und Rußland vorarbeite, die seine autoritären Ueberzeugungen auch sicher am meisten befriedigt hätte. Für die im Wesen demokratische Monarchie Italien hatte er weniger Sympathien. Er wußte auch wohl, daß dieser Genosse des Dreibundes so lange Bülow'sche Extratouren tanzen werde, bis er schließlich doch mit einem Dritten durchgehen und die anderen Bundesgenossen mit Hörnern schmücken würde. Die jüngsten Vorgänge in Albanien beweisen, daß seine Ansicht nicht ganz falsch war, daß der alte bis auf das römische Reich deutscher Nation zurückgehende Gegensatz zwischen Oesterreich und Italien noch nicht getilgt ist, und daß der Dreibund, eine momentane Nothwendigkeit, diesen Gegensatz nur verhüllt, ohne ihn aus der Welt zu schaffen.

Eine unzweideutige Macht der Oeffentlichkeit gegenüber, erhielt der Verblichene nur in militärischen Dingen. Die Neugestaltung der Landwehr, die Schaffung einer neuen Marine an Stelle der durch Tegetthof's große Siege berühmt gewordenen, aber durch unbrauchbare Schiffe zur Unthätigkeit verdammten alten Marine, ist sein Werk. Das war nicht an einem Tage zu machen und sicher nicht ohne Ueberwindung zahlloser geheimer Widerstände durchzusetzen. Der Erfolg ist ein Beweis für die Zähigkeit des Willens des Thronfolgers. Er war von der festesten Absicht geleitet, das alte Erübel Oesterreich's, eine gewisse Schlamperei und gutmüthige Gleichgültigkeit gegen die Erfüllung der Pflicht auszurotten. Daß ihm das nicht gelungen ist, darf nicht wundernehmen; denn die österreichische Schlamperei, der österreichische Leichtsinn hatte noch ältere Ahnen als er. Man führt sie bekanntlich auf die Kelten zurück, die vor zwei Jahrtausenden in unseren Gegenden zu Hause waren, ehe die ewig Lustigen von den ernsten, keinen Spaß verstehenden Römern unterworfen wurden. Die österreichische Civilverwaltung schien ihm zu zeit- und Geldraubend. Er wünschte den hier fast unzählbaren Stand der öffentlichen Beamten um die Hälfte vermindert, besser bezahlt und — besser ausgenützt.

Man sieht schon daraus, daß er nicht viel hatte, was ihn persönlich dem Oesterreicher und vor Allem dem Wiener nahe bringen konnte. Eine Krankheit, die durch aufopfernde Pflege nur unterdrückt war, ohne ganz besiegt werden zu können und die noch immer geheim im Körper saß, machte ihn ernst, seine Stellung, die ihm die Sorgen um die Zukunft aufhalfte, ohne ihm die Rechte der Gegenwart zu geben, ließ ihn die Oeffentlichkeit meiden und seine Ehe, die seine Gattin zu seiner Gattin machte und seine Kinder zu seinen Kindern und doch beides wieder nicht, machte ihn verbittert, weil seine Neigung an vernünftigen politischen Nothwendigkeiten sich brach, wie eine aufschäumende Welle an einem mächtigen Felsstein. Vielleicht hätte er sich dereinst von der Kurie seines Eides entbinden lassen und hätte seinem Herzen folgend Frau und Kinder ebenbürtig erklärt, aber er wußte auch welche Verwirrung das schaffen müßte und stand in einem Dilemma zwischen Vernunft und Gemüth, das auch Andere hätte verstimmen müssen. Er war so gar nicht österreichisch-gemüthlich, lustig, leichtsinnig, gewähren-lassend. Er wußte, daß er eigentlich nicht populär war, eben so wenig wie seine Frau und kannte die Wiener gut genug, um zu wissen, daß sie vor Allem für seine Sparsamkeit wenig Verständnis hatten. Er sagte einmal, es sei ihm kein Geheimnis, daß die Leute seine haushälterischen Neigungen übel nähmen, aber er habe kein Geld und müsse sparen, für seine Kinder. Die Nachkommen aus der morganatischen Ehe waren ja nicht ebenbürtig und hatten darnach gar kein Recht auf irgend ein Majorat und ihr künftiges Vermögen war doch nur das, das ihre Eltern ihnen ersparen und frei vererben konnten. Man glaubt schon jetzt, daß sie das große Gut Konopischt kaum werden erhalten können, und daß es der Kaiser kaufen werde. Daß der Erzherzog vor Allem besorgter Hausvater und Hauswirth war, prägte sich schon in seinem Aeußeren aus. Das aufrecht stehende kurzgeschorene Haupthaar, der längere bürgerlich besorgt geschwungene Schnurbart gaben ihm eher das Aussehen eines begüterten Bourgeois und nur die hohe Gestalt verrieth aristokratische Eleganz.

Daß sich förmlich unter den Augen der Behörde eine Verschwörung gegen den Thronerben bilden, daß die Verschwörung bis zum schaudervollen Verbrechen schreiten konnte, ist ein Zeichen für die Unzulänglichkeit der Verwaltung des gemeinsamen Reichslandes Bosnien, das übrigens thatsächlich unter dem fast entschiedenen Einflusse Ungarns steht. Entbehrt doch die eine Reichshälfte — Oesterreich — noch immer einer direkten Bahnverbindung mit den gemeinsamen Reichslanden, und man kann nur auf dem Umwege über Ungarn zu ihnen gelangen, was wie ein Symbol des ganzen anmuthet! Die Anhänger der großserbischen Bewegung sahen in Franz Ferdinand einen Gegner, der eine Koalation der katholischen Südslaven — der Slovenen und Kroaten — gegen das österreichfeindliche Serbien propagirte. Es war ein offenes Geheimnis, daß diese Bewegung im ganzen Süden des Landes unter der davon ergriffenen Jugend fest organisirt war und durch die serbischen Siege neue Nahrung erhielt, in Bosnien speziell noch durch keineswegs glänzende Administrationen, die zwar enorm viel westliche Kultur ins Land trug, aber ohne sie mit diplomatischem Geschicke zu nationalisiren. Die Intelligenz des Landes ist ziemlich gering und die Zahl der Analphabeten dafür ziemlich groß. Die Vorgänge beim Attentat beweisen, daß die Spitzen der Behörden den Kopf nur dazu hatten, um ihn im entscheidenden Momente zu verlieren.

Von dem jungen erzherzoglichen Infanterie-Major, der nun ebenso plötzlich wie seinerzeit Franz Ferdinand durch ein entsetzliches Ereignis den Weg zur Sonne der Macht frei findet, weiß man wirklich nicht viel mehr, als daß er ein bescheidener, fast bürgerlicher Erzherzog ist, mit echt österreichisch-wienerischer Jovialität. Er ist darum bei der Bevölkerung recht beliebt, die ihn jetzt stürmisch akklamirte, ebenso wie seine ebenbürtige Gattin, die als Muster einer Frau, Hausfrau und Mutter und als Frau von besonderer Frömmigkeit geschildert wird. Sicher hat sein Onkel Franz Ferdinand großen Einfluß auf seine Erziehung genommen. Er blickt fröhlich und unbesorgt in die Welt, als ob sie nicht eine Sphinx mit grauenvollen Räthseln wäre, sondern eine gute Mutter, die es schließlich mit jedem am besten meint. Aber über so einen Tag kann ein Prinz zum anderen Menschen werden. Ein solcher Tag reißt den Vorhang über die Bühne seines Wirkens mit einmmale hoch empor, und während plötzlich alle Blicke zu ihm sich wenden, wachsen seine Fähigkeiten, seine Kräfte, seine Fehler ins Ungeahnte. Der neue Thronfolger ist wie ein weißes Blatt Papier und keiner kann wissen, was die Zukunft darauf schreiben wird. Nur Wünsche können sich regen ...

Der „Pfarrer von Mars-la-Tour".

Der in weitesten Kreisen bekannte Pfarrer Faller von Mars-la-Tour ist im Alter von 90 Jahren gestorben. Pfarrer Faller, der der Gründer des Schlachtenmuseums bei Mars-la-Tour ist, dem er seit 1878 alle Sorgfalt und seine ganze freie Zeit widmete, ist im Jahre 1912 von der französischen Regierung mit dem Kreuze der Ehrenlegion ausgezeichnet worden. Er hat alles, was er auf den Schlachtfeldern von Gravelotte, St. Privat und Mars-la-Tour fand, pietätvoll zusammengetragen und in einem neben der Kirche gelegenen Museum vereinigt. Von Eltern gefallener französischer Soldaten und von überlebenden Kämpfern erhielt er zahlreiche Andenken aller Art, so daß das Schlachtenmuseum mit Recht eine Hauptsehenswürdigkeit war.

— Der größeste Besitz, wenn man sich selbst gehört.

Wie man vor hundert Jahren reiste.

„Denken wir uns einen modernen Menschen, der vielleicht vor einer Woche eine Asiatiekonkurrenz in Chicago erlebte, gestern etwa in London wegen der Millionenanleihe eines asiatischen Staates verhandelte, heute im elektrisch beleuchteten Rauchsalon eines Luxuswagens über die Alpenpässe dahinjagend, einem üppigen Rivierahotel entgegenfährt und in weiche Polster gelehnt sich zurückträumt in die Seele seines Urgroßvaters, der zur selben Stunde vor hundert Jahren auch unterwegs war in knarrender Postkutsche auf holperigem Wege durch stockdunkle Nacht, frierend, für eine kurze Strecke schon seit Tagen durchgerüttelt und halb gebrochen — denn, so sagte man damals, für eine Reise brauchts eine gute Leibeskonstitution und christliche Geduld. Wer keine Frau habe und also die Geduld weniger kenne, solle nur nach dem Norden reisen, da werde er sie lernen." So leitet der bekannte Basler Philosophie-Professor Karl Joel ein inhaltreiches Kulturbild jenes „armseligen Zeitalters" ein, das vor hundert Jahren so Gewaltiges und Ewiges geschaffen. Joel stellte in diesem seinem neuesten, bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Werk „Antibarbarus" die äußere Armuth und den inneren Reichthum, die Kleinheit der Verhältnisse und die Größe der Geister, die organische Einheit der inneren Entwicklung, die vor hundert Jahren das Wesen der Epoche durchdrangen, unserer „satten, materiellen Zeit", in der Zersplitterung und in mancher idealen Hinsicht „Barbarei" herrscht, als das leuchtende Vorbild einer heroischen, wirklich schöpferischen Kultur entgegen. Er entwirft dann eine eingehende feinsinnige Schilderung der großen Aera der Freiheitskriege, die von den alltäglichen Bedingungen des Lebens über die tiefgreifende Bildung der damaligen Menschen zu ihren höchsten Gedanken und Strebungen aufsteigt.

Sehr charakteristisch sind die Thatsachen, die er über die Reisen vor hundert Jahren zusammenstellt, und sie werden in der Reisesaison besonders interessieren. Die deutsche „Postschnecke", das einzige allgemeine Beförderungsmittel jener Zeit, war ein w